Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 4 (1928)
Heft: 48

Artikel: Die Glocke am Grabe
Autor: van Lindth de Jeude, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-834130

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GLOCKE AM GRABE

Von E. VAN LIDTH DE JEUDE

Berechtigte Uebertragung aus dem Holländischen von Lucie Blochert-Glaser

(Nachdruck verboten)

Wir hatten in kleinem Kreise bei Dr. van Daalen in seiner Villa zu Hilversum diniert. Van Daalen ist hoch in den Fünfzig; nach zwanzigjähriger Rechtsanwaltspraxis in Niederländisch-Indien, die ihm nicht wenig eingebracht hatte, wohnt er nun seit einigen Jahren in Gooi, in einem großen, komfortablen und gastfreien Hause. Er hat eine liebe Frau, zwei Söhne, die studieren, und ein paar schöne Aufsichtsratsposten. Man würde diese Aufzählung sogar teilweise berichtigen können, ohne der Wahrheit Abbruch zu tun, indem man sagt, daß er eine schöne Frau und ein paar liebe Aufsichtsratposten hat, denn sowohl das eine wie das andere ist vollkommen wahr. Van Daalen ist außerdem ein Liebhaber des Reitsports und Bridgespiels, auch das ruhige Golfspiel erfeut sich seiner Zuneigung. Er besitzt eine mit Sorgfalt ausgewählte Kollektion Radierungen, und er ist insofern ein konservativer Mann, als er sehr abgelagerten Madeira lieber als Sherry trinkt. Ich denke, daß dies alles ein ziemlich genaues Bild unseres Gastherrn gibt.

Es war Winter, und wir wußten, daß es draußen kalt, neblig und trübes Wetter sein mußte, so daß es begreiflich war, daß wir uns nach dem Diner um das große Kaminfeuer in der Halle versammelten.

Dort nahmen wir den Kaffee.

Wir sprachen über verschiedene Themen, über Sport, über amerikanische Eisenbahnwerte, über Negerkunst, über ein neues Ministerium und dann über Scheintod. Ich erinnere mich der Reihenfolge noch sehr gut, weil sie mir komisch und sogar etwas anzüglich gegenüber dem neuen Ministerium vorkam. Van Daalen hatte gerade einem der älteren Herren der Gesellschaft seine Meinung hierüber gesagt, kurz und scharf, wie es seine Art war. Dann erzählte seine Nichte der Hausfrau, ein liebes, junges Ding, was sie vor einigen Tagen in der Zeitung gelesen hatte.

«Gruselig, nicht wahr, irgendwo in Ungarn oder da...»

«Es kann auch Cochinchina gewesen sein,» spottete der Hausherr, «liebenswerte Ungenauigkeit der Frau.»

Die Nichte drohte ihm mit dem Finger und fuhr fort:

«Also, da war eine Frau gestorben und die wurde einen Tag später beerdigt, als zuerst festgesetzt war, weil sonst ihr Sohn, der weit weg wohnte, nicht am Begräbnis hätte beiwohnen können, und gerade am letzten Tag merkten sie, daß die Frau nur scheintot gewesen war. Wenn sie sie einen Tag eher begraben hätten — Gott, man kann gar nicht daran denken.»

Die junge Dame schauderte. Einer der Gäste, ein junger Arzt, lachte ein wenig dünkelhaft und sagte:

«Es wird wohl in einem sehr entfernt gelegenen Lande gewesen sein. Eine richtige Zeitungsnachricht. Bei dem gegenwärtigen Stande der medizinischen Wissenschaft kommt das Begraben von Scheintoten praktisch gesprochen nicht mehr vor. Das ist etwas aus dem Mittelalter...»

Gegenüber einem so apodiktischen Urteil schwiegen wir alle, auch die Nichte, die sonst nicht auf den Mund gefallen war. Der Gastherr tat ein paar Züge an seiner Zigarette, so daß das Feuer hell aufleuchtete, dann sagte er wegwerfend:

«Ach, Stand der medizinischen Wissenschaft..., das ist alles gut und schön, und wir glauben es gern, aber das schließt nicht aus, daß noch immer mehr Menschen herumlaufen als Sie denken, die eine höllische Angst davor haben, lebend begraben zu werden. Ich habe davon einmal die schauderhaftesten Folgen miterlebt... Aber Schluß, das ist ein grausiges Thema..., wollen wir nicht lieber Bridge spielen?»

Aber jetzt war die Neugierde einmal angefacht und man drängte den Anwalt, zu erzählen.

«Bitte, bitte, Onkel», bat die Nichte.

Van Daalen, die Ellbogen auf die Lehnen seines Klubsessels stützend, die Fingerspitzen gegeneinandergelegt, sagte:

«So viel dürfen Sie sich nun wieder nicht davon vorstellen. Was wirklich geschieht, ist meistens nicht so sehr schlimm. Aber die Erzählung können Sie haben. Es ist dann immer noch Zeit genug zum Bridge.

Also, es ist schon verschiedene Jahre her, daß ich in Battavia Frans Vancker kennenlernte, seinen Namen werden die Aelteren unter euch vielleicht auch schon gehört haben. Er war etwas jünger als ich, und er verkehrte viel in unserem Hause. Er war ein seltsamer Mensch. Als Beamter der holländischen Verwaltung war er nach Indien gekommen und bereits in den ersten Dienstjahren hatte er sich irgendwo auf einer der kleineren Inseln ausgezeichnet bewährt. Aber eines Tages bekam er Streit mit seinem direkten Vorgesetzten, einem Residenten. Vancker war eigensinnig, der Resident auch, die Sache wurde auf die Spitze getrieben und endigte mit einem Verweis von «allerhöchter Stelle» und Strafversetzung für Vancker. Er verließ den Verwaltungsdienst und wurde Pflanzer. Das war nicht so schlimm. Aber was sehr schlimm war: er schrieb eine Broschüre, die die prinzipielle Frage behandelte, deretwegen er Streit bekommen hatte und noch ein paar Mißstände, welche er in dem Bezirk beobachtet hatte, in dem er seine Beamtenlaufbahn begonnen und beendigt hatte. Die Broschüre wurde ihm sehr übelgenommen, wenn er im Grunde auch recht hatte. So etwas tut man nicht, einen Amtsbereich verlassen und dann über ihn schreiben. Die öffentliche Meinung war gegen ihn, es wurde viel über ihn und seine Broschüre geschrieben, und die Kolonialblätter ließen kein gutes Haar an ihm. Das verstehen sie großartig. Aber Vancker machte sich nicht viel daraus. Er arbeitete für einen amerikanischen Rubberkonzern im Bantamschen Gebiet, und es war unglaublich, was für eine Riesenarbeit er da in einigen Jahren schaffte. Damals, so erzählte er mir später einmal, hatte er für nichts Sinn als für seine Pflanzertätigkeit. Das war eine herrliche Arbeit, Reichtümer aus dem Boden holen, Land urbar machen, geeignete Saaten pflanzen, junge Pflanzer mit dem gleichen Enthusiasmus erfüllen, den man selbst empfand, und von Zeit zu Zeit nach Batavia gehen, einmal in drei Monaten oder im halben Jahr, und da tüchtig feiern! Auch diese Vorliebe Vankkers für den Pflanzerberuf sollte nicht ewig dauern, denn das war des Mannes schwache Seite: er konnte mit außerordentlichem Elan etwas anfangen und eine kurze Zeit durchhalten, um dann plötzlich irgend etwas anderes aufzugreifen. Wenn das nicht gewesen wäre, würde er einer der erfolgreichsten Männer seiner Zeit gewesen sein, so war er nur sonderbar, ein Mann mit vielen Feinden, wenigen Freunden, ein wilder, oft richtungsloser Mensch. Nach einigen Jahren wirklich respektabler Organisationstätigkeit und erfolgreicher Urbarmachung in Bantam bekam er mit seinem amerikanischen Chef Streit. Er wollte das Pflanzungsareal ausbreiten, sie fanden es vorläufig groß genug, und Vankker verließ die Plantagen. Wäre er geblieben, würde er ein steinreicher Mann geworden sein, denn seine Direktion wußte seine Fähigkeiten wohl zu schätzen. Doch sobald es einen Konflikt gab, hatte er immer gleich genug davon, und ging fort. Er kam nach Batavia und ging zum Journalismus über. In dieser Zeit lernte ich ihn kennen. Die Journalistik, das wäre etwas für ihn, fand er. Jeden Tag etwas anderes, Pressestreitigkeiten, wüste Polemiken, wie man sie damals noch in dem hitzigen Lande kannte; außerdem hatte er großes Interesse für Theater, besaß einen besonderen Blick für politische Zustände, und ich muß sagen, auch in der Journalistik hatte er Erfolg. Das wollten die Menschen haben, dieses Gemisch von Nonchalance und Gefühl, den schnellen Wechsel der Stimmungen, dem sie selbst in dem Tropenlande unterworfen waren, das alles fanden sie gern des Abends in ihrer Zeitung zurück. Vankker war in ganz kurzer Zeit Chefredakteur, sein Blatt nahm einen großen Aufschwung. Das Publikum, das ihn als Gouvernementsbeamten verachtet und als Rubberpflanzer ignoriert hatte, schätzte ihn als Journalisten. Wenn in Indien etwas Wichtiges passiert war, dann fragten die Leute einander: «Was wird Vancker dazu sagen?», und wenn sie dann seine Meinung gelesen hatten, dann waren sie mit ihm einig, oder sie waren nicht mit ihm einig, aber originell war er in jedem Falle, das mußten sie zugeben. In dieser Zeit, auf dem Gipfel seiner Popularität, verheiratete er sich mit Rita Pont. Sie war ein reizendes Mädchen, Tochter eines Bankdirektors, und befand sich mit ihrem Vater auf einer Indienreise. Sie lernten sich in unserem Hause kennen. Ihr Vater, der alte Pont, der kein angenehmer Mann war, hatte allerdings nur Einwände. Vancker war damals hoch in den Dreißig, Rita fünfundzwanzig. Vancker hatte während seiner Journalistenzeit

EGLISAU Phot. A. Wegmann

nicht gerade wie ein Mönch gelebt, seine Abenteuer waren zahllos, im Klub gehörte er zu den Dauergästen, nein, der alte Herr Pont verfluchte es, daß er Rita nach Indien mitgenommen hatte. Aber wie alle Heiraten, gegen die es stichhaltige Argumente gibt, wurde auch diese geschlossen. Vor allem bestand Rita darauf. Ich bin nie wieder einer Frau begegnet, die einen Mann mit so restloser Hingabe liebte, wie Rita Frans Vancker. Sie liebte ihn wirklich mit allen seinen Untugenden, und deren waren viele. Sie sah, was gut und stark an ihm war und was schlecht und schwach, und ohne in lächerliche Exaltiertheit zu verfallen — denn sie war nicht nur ein schönes, sondern auch ein kluges Mädchen —, konnte sie aus tiefstem Herzen sagen: «Frans, was bist du doch für ein famoser Kerl», wenn er gerade etwas getan hatte, das allem Ueblichen ins Gesicht schlug.

«Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche,» sagte der junge Arzt ziemlich vorlaut, «aber es ist mir nicht ganz deutlich, was die unzweifelhaft interessante Lebensgeschichte Ihres Freundes Vancker mit Scheintod zu tun hat.»

«Nun,» antwortete Doktor von Daalen sehr ruhig, «dazu kommen wir jetzt. Aber ich mußte Ihnen doch die Hauptpersonen etwas ausführlicher schildern. — Im zweiten Ehejahr Vankkers und Ritas fing man an zu merken, daß sich auch an ihm das alte Wort bewahrheiten sollte, daß niemand ungestraft unter Palmen wandelt. Er hatte damals dreizeln Tropenjahre hinter sich, und seine Nerven fingen an zu versagen. Er litt an chronischer Schlaflosigkeit, hatte einen schweren Malariaanfall zu überwinden und sah wirklich elend aus. Wir rieten ihm, für einige Zeit nach Europa zu gehen, er konnte ja immer wieder zurückkehren, wenn er es wünschte; aber Vancker wollte nicht. Er hatte gerade allerlei neue Dinge eingeleitet, eine Wochenzeitschrift gegründet, nein, er konnte jetzt nicht weg. Eines Abends saß er allein bei mir, um zu plaudern. Die Damen waren im Mondschein ausgefahren, aber Vancker hatte keine Lust gehabt, noch auszugehen. Ich war betroffen von seinem schlechten Aussehen. Seine Haare waren in den letzten Monaten stark ergraut, sein Gesicht war gelb, seine Hände zitterten. «Frans,» sagte ich plötzlich, «reise ab, sonst gehst du hier zugrunde.» — «Danke,» erwiderte er, «ich danke dir für dein Interesse. Ob man hier kaputt geht oder irgendwo anders, das ist kein großer Unterschied. Wenn nur dieses schnelle Beerdigen in Indien nicht wäre; ich würde immer Angst haben, daß sie einen scheintot unter die Erde bringen. Ja, es ist eine verrückte Idee von mir, sie stammt aus meinen ersten Tropenjahren, dann hat sie lange Zeit geschlummert, aber seit ein paar Wochen spukt sie mir wieder im Kopf: die Angst vor dem Lebendbegraben-werden.»

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr weiter darüber, aber ein paar Tage später, nach unserem Kegelabend im Klub, als wir, übrigens in vergnügter Stimmung, noch zusammensaßen und uns unterhielten, fing Vancker tatsächlich wieder davon an. Zuerst trank er Whisky-Soda, dann einige Flaschen Bier, dann Kognak; er war angeheitert, ohne betrunken zu sein, denn richtig betrunken habe ich ihn nie gesehen. Er sprach also etwas ironisch über sein Lieblingsthema. «Nein, Mensch,» sagte er, «das Begraben hier in Indien, davon halte ich nichts. Morgens stößt man den letzten Whisky-Atem aus und nachmittags um fünf Uhr deponieren sie einen schon auf Tanah Abang oder Laanhof[1]), das ist mir zu schnell. Und deshalb bin ich neulich, einen Tag nachdem ich mit dir darüber gesprochen hatte, nach der Chinesenstadt gegangen, und dort habe ich mir einen feinen Sarg machen lassen, mit einer Läute-Vorrichtung, damit ich wenigstens die Möglichkeit habe, ein Zeichen zu geben, wenn die ärztliche Wissenschaft sich geirrt haben sollte.»

Ungarische Trachten

Es wurde herzlich über Vanckers Scherz gelacht, der einen Sarg mit einem Läutewerk zu besitzen vorgab. Denn niemand glaubte natürlich, daß er ihn bereits hatte.

«Morgen schreibt er einen Leitartikel darüber», meinte ein Witzbold.

Aber Vancker wurde jetzt ernst. «Es ist zwei Uhr und eine schöne Nacht,» schlug er vor, «wenn ich die Herren einladen darf, mich zu begleiten, dann holen wir den tukang peti[2]) aus seinem Nest und es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen meine Erfindung zu demonstrieren.»

Nun, es war ohnedies spät geworden, einige Kegelbrüder gingen nach Haus, aber das Resultat war doch, daß wir, noch halb ungläubig, zu fünfen von Weltevreden nach der unteren Stadt fuhren. Wir hielten im Herzen der Chinesenstadt, wo die chinesischen kleinen Absteigequartiere sich befinden und die Opiumhöhlen, aber auch ehrbare Werkstätten der unermüdlichen Arbeiter. Vor der «bengkel peti»[3]) eines gewissen Tjin Hoa machten wir Halt. Vancker war aus dem Auto gestiegen, wir warteten im Wagen. Ich fing an, den Scherz recht unheimlich zu finden und wäre gern umgekehrt; aber Vancker hatte den Chinesen bereits aus dem Bett getrommelt und dazu war es also zu spät. Tjin Hoa war zuerst sehr verschlafen, aber als er Vancker erkannt hatte, zeigte er sich äußerst liebenswürdig und zuvorkommend. Man merkte sofort: das war ein schöner Auftrag gewesen. Der Chinese drehte schnell das elektrische Licht in seiner Werkstatt an, und Vancker forderte uns mit einer komischen Gebärde auf, ihm zu folgen. Wir waren still geworden, als wir an all den chinesischen Särgen vorbeigingen, die, wie es der alte chinesische Ritus will, groß und mit geschwungenen Deckeln und Enden dastanden. Aber hinten in der Werkstatt sahen wir einen europäischen Sarg auf zwei Holzböcken stehen. Vankker ging auf ihn zu und ließ mit dem Stolz des Besitzers die Hand darauf ruhen. Abwechselnd sprach er mit uns Holländisch und Malayisch zu dem lächelnden Chinesen. «Ein feiner Sarg, ein schöner Sarg, nicht wahr? So etwas kann man doch tatsächlich nur bei einem Chinesen bekommen, nicht wahr Tjin Hoa? Die führen Bestellungen mit der größten Akkuratesse aus, die haben keine hinderlichen eigenen Initiativen, wenn man etwas Außergewöhnliches verlangt. Und hier ist also die Läute-Vorrichtung, von der ich euch bereits erzählt habe. Die Idee ist nicht ganz originell, ich glaube, daß sie in Amerika schon lange existiert, aber für Indien ist es doch etwas Neues. He, Tjin Hoa, belon dibikin begitu[4])?» «Belon, tuan[5])», grinste der Chinese zurück, und er lachte über das ganze Gesicht aus wirklicher Genugtuung über das Interesse an seiner Arbeit. «Seht ihr,» fuhr Vancker fort, «es ist einfach und gut gemacht. In der Höhe der beiden Hände sind Kontaktknöpfe angebracht und am Fußende befindet sich noch ein doppelter Boden mit einem Kontakt darin, so daß die Leiche, schon wenn sie den Fuß ausstreckt, läuten kann. Wenn die Glocke, die über dem Grab sorgfältig unter einem kleinen Dach gegen den Regen angebracht ist, einmal in Bewegung gesetzt ist, läutet sie ununterbrochen eine halbe Stunde, nach Ablauf von drei Stunden fünfzehn Minuten, dann nach weiteren drei Stunden noch einmal zehn Minuten und endlich nach sechs Stunden wieder fünf Minuten. Nun, ihr werdet mit mir doch einig sein, in dieser Zeit hat man sogar die wirklich Toten aus ihren Gräbern geläutet.» Vancker sprach sehr angeregt, aber wir sagten so gut wie nichts mehr. Besonders in Indien, wo der Tod ein schneller Schnitter ist, der viel junge Halme wählt, liebt man das Spotten auf diesem Gebiete nicht. Vancker zeigte uns noch mit Stolz den Kasten, in dem die

(Fortsetzung Seite 8)

[1]) Der alte und neue Kirchhof bei Weltevreden
[2]) = Sargtischler
[3]) bengkel peti = Sargtischlerei
[4]) «belon dibikin begitu» = «so etwas hast du noch nicht gemacht»
[5]) «belon tuan» = Noch nicht, Herr»

(Fortsetzung von Seite 6)

Trockenelemente deponiert werden sollten, wie er sagte, aber unsere Stimmung war verschwunden. Durch die windstille Tropennacht fuhren wir nach dem Klub zurück, denn Vancker bestand darauf, noch einige Flaschen Sekt auf die Gesundheit des zukünftigen Sargbewohners zu leeren. Auch das schäumende Naß ließ die entflohene Fröhlichkeit nicht wieder aufkommen, und in einer ziemlich düsteren Stimmung gingen wir endlich nach Haus.

Nach dieser Nacht sprach ich ihn noch verschiedene Male, aber das Gespräch kam niemals mehr auf den Sarg. Es wird einige Monate nach unserem nächtlichen Besuch bei Tjin Hoa gewesen sein, als Vancker plötzlich krank wurde: Typhus. Die Aerzte sahen es sofort für sehr ernst an. Rita, unterstützt von zwei Krankenschwestern, pflegte ihn selbst und kämpfte um ihn mit dem Tode. Aber der Tod gewann. Bei Typhus handelt es sich immer darum, ob das Herz es aushält oder nicht. Und ich fürchte, daß das arme Herz Vanckers schon zu viel durchgemacht hatte, um noch einen Typhusanfall überstehen zu können. Am neunten Tage war er tot. Ich ordnete alles für Rita, deren Schmerz tragisch anzusehen war. Sie weinte nicht, aber ihren Augen konnte man anmerken, wie sie der Schmerz verzehrte. Ich sprach mit ihr von dem Sarge, der bei Tjin Hoa stand. Frans hatte mit ihr niemals davon gesprochen, aber er hatte es schriftlich hinterlassen. Und natürlich mußte er auch darin begraben werden. Es war etwas von dem alten Klang in ihrer Stimme, als sie sagte: «Was für ein Mensch war er doch, selbt darin ... Ach, scheintot, wenn es doch wahr wäre ...»

Frans Vancker wurde auf Laanhof beerdigt, unter großer Teilnahme, in dem Sarge mit der Vorrichtung, die er für sich selbst entworfen hatte; aber die Glocke brauchte keinen Dienst zu tun, die ärztliche Wissenschaft hatte nicht geirrt, wie unser junger Mediziner schon vorhin sehr richtig bemerkte.»

«Aber dann verstehe ich die ganze Bedeutung dieser Geschichte nicht», antwortete der jugendliche Arzt etwas spöttisch.

«Nun,» erwiderte Dr. van Daalen, «eine bestimmte Bedeutung hat meine Erzählung nicht; das habe ich übrigens bereits vorher angekündigt, aber eine Pointe hat sie doch schon und sogar eine ziemlich gruselige. Die kommt jetzt.

Es wird ungefähr einen Monat nach dem Tode Vanckers gewesen sein, als Rita mich eines Tages bat, mit ihr zu seinem Grabe zu gehen. Sie hatte während des ganzen Monats trostloser Niedergeschlagenheit noch nicht den Mut dazu gefunden, aber jetzt wollte sie hin. Sie holte mich nachmittags, gegen halb sechs, in meinem Bureau in der unteren Stadt ab, wo ich bis zu diesem Zeitpunkt eine Konferenz hatte. Das Auto brachte uns durch Marktgewühl und endlich durch die Eingeborenenviertel nach dem neuen Beerdigungsplatz, wo sich das steinerne Grab Vanckers befand. Ich führte Rita, die einige Blumen trug, über den stillen Kirchhof und bald standen wir schweigend an dem Grabe. Ueber dem großen Grabstein war bereits das Dach errichtet, das man in Indien oft anbringt, um ein Grab vor dem schweren Tropenregen zu schützen. Und hinter dem Grabe erhob sich, wie ein Nebengrabstein, die Läutevorrichtung unter einem eigenen kleinen Dach. Die Schatten der Palmen wurden bereits länger und länger und am Himmel leuchteten die flammenden rotlila Wolken des schnell hereinbrechenden Tropenabends. Rita stand unbeweglich da und starrte wie abwesend auf das Grab, und gerade wollte ich ihren Arm nehmen, um sie wieder zum Ausgang zu führen, als etwas Entsetzliches geschah. Die Glocke am Kopfende des Grabes fing plötzlich wie rasend zu läuten an. Rita stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Ich trug sie in das Haus des Kirchhofwächters, von wo der sofort herbeigerufene Arzt sie ins Krankenhaus brachte. Monate hat sie dort gelegen, und als sie wieder herauskam, war sie eine alte, grauhaarige Frau.»

«Aber geehrter Herr van Daalen,» rief der jugendliche Mediziner, der schon einige Male versucht hatte, dem Sprecher in die Rede zu fallen, «einen Monat scheintot, das ist doch absolut ausgeschlossen!»

«Das ist es auch,» antwortete der Gastherr ruhig. «Die ärztliche Wissenschaft hat sich nicht geirrt, ängstigen Sie sich nicht. Noch am selben Abend habe ich eine Untersuchung vorgenommen und was stellte sich heraus? Eine Ratte hatte die Isolierhülle der Drähte, die von dem Sarge zu der Glocke führten, durchgeknabbert, und weil die Kupferdrähte miteinander in Berührung gekommen waren, das Läuten verursacht, gerade in dem fatalen Augenblick, als Rita zum ersten Mal das Grab ihres Mannes besuchte ...

Und nun wollen wir Bridge spielen.»

TIERE ALS KÜNSTLER

Aufforderung zum Tanz

Ein vierbeiniges Orchester

Der Kraftaufwand des Pianisten

Ernest Closson, ein Mitarbeiter der «Revue musicale», hat sich die Mühe genommen, die Kraft zu messen, die notwendig ist, um die Tasten eines modernen Konzertflügels anzuschlagen. Das Gewicht, das für jede Note erforderlich ist, schwankt zwischen hundert und hundertzwanzig Gramm, je nach der Note und der Beschaffenheit des Instruments. Zwar braucht der geübte Pianist vielleicht nicht dieses volle Gewicht, so daß man etwas abziehen muß. Aber subtrahiert man 20%, dann bedeuten die achtzig Gramm, die übrig bleiben, wahrscheinlich einen zu niedrigen Durchschnitt. Ernest Closson bat einen seiner Klavier spielenden Bekannten, ihm eine Minute lang ununterbrochen Skalen vorzuspielen. Er berechnete dann, daß er in dieser Zeit mit jeder Hand 840 Noten gespielt hatte, was insgesamt 1680 Noten ergab, für die, mit 0,80 mutipliziert, eine Kraftanstrengung von 134 Kilogramm erforderlich war.

Denken wir uns einen Schüler, sagt Closson, der eine Stunde lang fortwährend übt und durchschnittlich bloß fünfhundert Noten in der Minute leistet, was nicht viel ist, wenn man bedenkt, daß in verschiedenen Klangfiguren zwei Tasten gleichzeitig angeschlagen werden müssen, dann kommt man zum Kraftaufwand von 2400 Kilogramm oder, in der Sprache eines Ozeandampfers ausgedrückt, fast 2½ Tonnen. Ein Pianist, der ein wirklicher Virtuose werden will, muß mindestens vier Stunden täglich spielen. Jeder wird einsehen, welch einen Rekord im Gewichtheben so ein Klavierathlet aufstellt.

Auch für andere Berechnungen ist der von Closson festgesetzte Multiplikator nützlich. So kann man die Zahl der Noten in Beethovens «Appassionata» feststellen. Nimmt man die normale Schwingungszahl der Triller am Anfang, dann erhält man das Ergebnis für das Ganze: ungefähr 12 000 Noten. Nimmt man 80 Gramm Energie für jede Note als Basis, dann bekommt man insgesamt 977 Kilogramm oder fast eine Tonne, die den Kraftaufwand zur Bewältigung der «Appassionata» darstellen. Ein Spötter machte Closson darauf aufmerksam, daß die Rechnereien unmusikalischen Leuten ein Mittel liefern, damit sie Musik doch irgendwie schätzen können. Diejenigen, die Konzertprogramme zusammenstellen, müssen darauf achten. Ziffern sind Ziffern und pflegen zu imponieren. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Besucher, die durch die Musik nicht gefesselt sind, je länger das Konzert dauert, desto genauer auf die schnellen Fingerbewegungen schauen und in ihrer Bewunderung für die Technik eine Kompensation für die Rührung, die sie vermissen, suchen. Wie würde es diesen Konzertbesuchern imponieren, wenn sie zum Beispiel hinter dem «Danse macabre» von Liszt angegeben sehen würden: vier Tonnen.

Hollywoods Niedergang

In wie überschwenglichen Farben ist uns der Glanz, der Reichtum und die Macht der amerikanischen Filmhauptstadt Hollywood gepriesen worden! Und nun kommen Nachrichten, die erkennen lassen, daß diese Schöpfung einer riesigen Industrie und einer jungen Kunst auf tönernen Füßen stand. An die Stelle maßloser Verschwendung tritt ängstliche Sparsamkeit; hinter dem üppigen Prunk grinsen die verzerrten Züge der Not hervor. Eine große Krise ist ausgebrochen, die von der ablehnenden Stellung Europas gegen den amerikanischen Film ihren Ausgang nahm und deren Entwicklung sich noch gar nicht übersehen läßt. «Erstaunliche Veränderungen gehen hier vor sich», schreibt ein Berichterstatter aus Holliwood in der «Daily Mail». «Die kleinen unabhängigen Filmgesellschaften haben bewiesen, daß sie gute Filme billiger und rascher herstellen können als die Mammut-Konzerne. Sie haben mit bescheidenen Mitteln einen besseren Typ geschaffen, der selbst in den ersten Theatern der Vereinigten Staaten sich Geltung verschafft. Die drohende Gefahr, den europäischen Markt nicht mehr zu beherrschen, hat den großen Firmen zu denken gegeben, und sie beeilen sich nun, ihre Herstellung auf eine ganz andere Grundlage zu stellen. Hollywood ist über Nacht eine Stadt der Arbeitslosen geworden. Regisseure, Textschreiber, Techniker und Schauspieler suchen nach Beschäftigung. Viele große Ateliers sind geschlossen. Eine einzige Firma hat 300 Angestellte entlassen, und nur die kleinen Ateliers sind tätig. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß man sparen muß und daß die europäische Konkurrenz die Herrschaft Holliywoods bedroht. fb.

Bally ist weltbekannt

für die klassischen Schnitte seiner Luxusschuhe, deren Eleganz den neuesten Formwillen der grossen Modestädte zum Ausdruck bringt. Seine weitgespannte Organisation ermöglicht es, was New York, London und Paris kaum erst planen, in verlässliche schweizerische Qualitätsarbeit umzusetzen

Ksch

PHILIPS

elektrische

Christbaum kerzen

sind absolut feuersicher u. verhüten das lästige Abtropfen. Lieferbar in kompletten Garnituren weiß u. farbig mit 16 Kerzen u. zwei Ersatzlampen fix u. fertig zum Anstecken an die Lichtleitung. Wenden Sie sich an das dortige Elektrizitätswerk oder Ihren Hausinstallateur.

PHILIPS

Aktiengesellschaft

Leu & Co Zürich

Gegründet 1755

Handels- und Hypothekenbank

Bahnhofstraße 32

Depositenkassen Heimplatz, Leonhardsplatz, Industriequartier
Filiale Stäfa — Depositenkasse Richterswil

Wir geben bis auf weiteres ab
5 % Obligationen
3—6 Jahre fest
und vergüten auf
Einlagehefte 4¼ % netto

spielt
50,000 mal
schont die Platten
Erhältlich bei
R. Pfister, Zürich 6, Trottenstraße 52

Dr. Scholl's Zino Pads

Leg' eins drauf, der Schmerz hört auf!

Dr. Scholl's Zino Pads sind praktisch und beliebt, weil sie nicht nur von selbst, sondern auch gut halten und den Schmerz sofort beseitigen. Sie sind wasserdicht und fallen selbst beim Baden nicht ab. Sie beseitigen die Ursache, schützen vor Druck und Reibung. Wo auch der Schuh drücken mag, ein Zino Pads wird helfen. In 3 Größen hergestellt für Hühneraugen, Ballen und Hornhaut. Preis per Schachtel Fr. 1.50. In den bessern Schuh- und Sanitätsgeschäften, Apotheken und Drogerien erhältlich.

GRATIS „ZINO"
Muster-Coupon

Dr. Scholl's Fußpflege, Bahnhofstraße 73, **Zürich**
Bitte senden Sie mir Gratis-Muster der Original Dr. Scholl's Zino Pads, für Hühneraugen, sowie Ihr Gratis-Büchlein „Die Pflege der Füße". Eine 20 Cts.-Marke für Porto lege ich hier bei.

Adresse: _____

Bitte Name und Adresse deutlich schreiben!

Ein Dr. Scholl-Depot finden Sie in jedem größeren Ort

Für die Ballsaison

SEIDENSTOFFE (Parterre)
CRÊPE DE CHINE, uni und impr.
CRÊPE GEORGETTE, uni und impr.
CRÊPE SATIN, uni und impr.
VELOURS CHIFFON, uni und impr.
LAMÉS
BROKATE

KONFEKTION (2. Stock, Lift)
Fertige reizende BALLKLEIDER in allen Größen und Preislagen von Fr. 49.— an

SEIDEN-UNTERWÄSCHE (Parterre)

EIGENE MASSATELIERS

Renntwegtor AG ZÜRICH

Männer! Neue Kraft!

Man kennt heute nur noch
„OKASA" (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen)
Das einzig dastehende hochwertige **Nerven- und Sexualkräftigungsmittel** (vorzeitige Schwäche). Zahlreiche Danks- und Anerkennungsschreiben von Aerzten und dankbaren Verbrauchern beweisen die vorzügliche Wirkung. Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden Broschüre mit Dankschreiben gegen Einsendung von Fr. 1.— und fügen **auf spez. Wunsch Gratis-Proben** bei, verschlossen, **ohne** Angabe des **Absenders.** Generaldepot für die Schweiz: Gottl. Stierli, Postfach Zürich 22.
Orig.-Schachteln mit 100 Tabl. Fr. 12.50
Kurpackung mit 300 Tabl. zu Fr. 32.50
Zu haben in allen Apotheken.

Gratis
und diskret versenden wir unsere Prospekte über hygienische u. sanitäre Artikel. Gefl. 30 Rp. für Versandspesen beifügen.
Case Dara, 430 Rive, Genf.